Illustrirtes Sonntags-Blatt

der

„Thorner Presse“.

Verlag von C. Dombrowski in Thorn.

№ 8.	3. Quartal.	1886.

Der Millionenerbe.

Roman von Siegmund Bernhardt.

(Fortsetzung.)

[8]

Reden ließe sich ja darüber,“ sagte der Tantelfritz, „ich habe so wie so Lust, nach dem Auslande zu gehen, mir gefällt hier die Luft nicht mehr.“

„Du willst fort von hier, ganz weg aus Europa, dann könnte man vorher mit Dir noch ein anderes Geschäft machen. Wenn ich Dir nur trauen dürfte!“

„Der Tantelfritz hat noch nie sein Wort gebrochen beim Geschäft.“

„Nun gut — so höre! — — Aber was ist das? Wer ist neben uns? Ich hörte soeben laut schluchzen. Jetzt spricht eine Frau — wir sind doch sicher?“

„Goldsicher!“ tröstete der Bandit. „Es sind nur zwei Frauenzimmer nebenan, eine alte und eine junge, die Mutter Zicka Gott weiß wo aufgetrieben hat.“

„Ich komme sehr ungern in dieses Haus,“ sagte Robert aufathmend, „aber es ist doch wenigstens ein sicherer Schlupfwinkel. Nun höre, Bursche. Es handelt sich darum, in ein gut bewachtes Haus einzudringen und einen Geldschrank zu öffnen, in welchem sich eine große Summe Geld und ein Packet mit Papieren befindet, die mit einer blauen Schnur zusammengebunden und versiegelt sind. Das Geld behalte — die Papiere überbringe mir. Nun, glaubst Du, es ausführen zu können?“

„Ohne Zweifel — sobald ich mich nur von der Oertlichkeit überzeugt habe.“

„Nun, ich will Dir sagen, wessen Haus ich meine, es ist das des — — — —“ Der Kammerdiener flüsterte dem Einbrecher einige Worte in's Ohr, worauf Beide sich in eine Ecke zurückzogen und flüsternd ihren finstern Plan entwarfen. — — — — — — — — —

Kehren wir nun zu den beiden Frauen zurück, welche mit der entsetzlichen Gewißheit, sich an einem schrecklichen Ort zu befinden, allein geblieben waren. Sie waren rathlos und zermarterten ihr Hirn nach einem Ausweg. Vergebens! Sie konnten nicht entfliehen und selbst, wenn ihnen dies gelungen wäre, wohin hätten sie sich wenden sollen, welche Gefahren konnten ihnen bei erneuter Wanderung durch die Straßen der Stadt begegnen. Mit leiser Stimme trösteten sie einander und Eine wollte der Andern immer noch die Hoffnung erwecken, daß ihre Lage lange nicht so schlimm sei, als sie fürchteten. Plötzlich horchte Emilie auf und legte ihr Ohr an die Wand, welche ihr Zimmer von der Nebenstube trennte. „Mutter,“ flüsterte das junge Mädchen, „ich irre mich nicht — neben uns hält sich ein Bekannter auf, ich kann deutlich die Stimme unterscheiden, es ist der Kammerdiener des Baron v. Ristow, dieser unangenehme Mensch, der mich schon lange mit seinen Anträgen verfolgt und peinigt.“

„Er — wäre es möglich, aber was will er hier?“

„Gleichviel — er wird sich unserer annehmen. Soll ich ihm klopfen?“ Und schon wollte Emilie ihr Vorhaben ausführen, als ihre Hand, die sie bereits aufgehoben hatte,



Faktorei-Anlage in Kamerun. (Mit Text auf Seite 64.)

schwer, wie von einem Schlage getroffen, herabsank. „Allmächtiger Gott!“ rief das Mädchen mit unterdrückter Stimme, „was ist das? Der Kammerdiener spricht von einem Einbruch, den er beabsichtigt — der Bandit, der vorhin hier war, erklärt sich bereit — jetzt will der Kammerdiener einen Namen nennen — jetzt — nein, ich höre nichts mehr!“

Das unglückliche Mädchen taumelte entsetzt zurück. Auch diese Hoffnung auf Rettung war verloren. Nun machte die Natur ihre Rechte geltend, die Kranke verlangte nach Speise und genoß wie ihre Tochter von der Suppe und dem Fleisch, welches die Wirthin gebracht hatte. Dann bettete sich Emilie neben ihrer Mutter und diese zärtlich umfassend schlief sie ein. Auch die Gelähmte schlummerte endlich, nachdem sie ein inbrünstiges Gebet zu Gott gesandt, er möge sie selbst von dem irdischen Jammer befreien, ihre Tochter aber nicht im Elend verkümmern lassen.

Achtes Kapitel.

Ein armer Reicher.

In einem elegant eingerichteten Zimmer des Hauses des Notars Taubert steht Eberhardt am Fenster und schaut hinab auf das Gewühl von Menschen, Wagen und Pferden, welches die Straße belebt. Mit dem jungen Mann, den wir zuerst in der Arbeiterblouse, zuletzt aber im eleganten Salonanzug gesehen haben, ist nicht nur äußerlich eine Veränderung vorgegangen. Es ist eine eigenthümliche und doch in sich so sehr berechtigte Erscheinung, daß die Armuth so langsam und schwer zu erlernen ist, der Reichthum aber über Nacht seine süßen Gifte uns einimpfen kann, welche uns so ganz und gar verwandeln, daß wir der Zeit kaum mehr gedenken, in welcher wir nicht all' jene Genüsse gekostet haben, die uns nun zu Gebote stehen. Der Notar hatte wohlweislich dafür gesorgt, daß Eberhardt schnell die Vorzüge des sorglosen Lebens schätzen lernte. Kaum vierzehn Tage sind vergangen und das bemitleidenswerthe Opfer des Advokaten beginnt sich an sein dolce far niente zu gewöhnen, er fängt an, die Bequemlichkeit zu lieben und erinnert sich nicht mehr der Menschen, die er einst lieb gehabt. Vergessen ist Emilien's liebliches Bild, vergessen die glücklichen Stunden, die er einst in der kleinen Wohnung der Wittwe verlebt hat. Andere Interessen nehmen nun sein Denken und Trachten vollständig ein. Er hat die Ueberzeugung gewonnen, daß er den Prozeß, welchen Taubert in den nächsten Tagen einleiten will, gewinnen muß und sieht sich bereits als Millionär. Welch' eine glänzende Zukunft liegt vor ihm! Der Notar hat seine Puppe, die er am Drahtfaden leitet, in das richtige Licht zu setzen verstanden, denn für ihn gilt es, das Interesse der ganzen Stadt für den armen betrogenen Erben zu gewinnen, die Richter selbst sollen von vornherein für ihn und gegen Erich von Ristow eingenommen sein. Gilt es doch eine Million! — Während Eberhardt noch durch die Scheiben des Fensters auf die Straße herabblickte, öffnete sich hinter ihm die Thür. Der Notar trat ein. Lächelnd betrachtete er einige Augenblicke sein Opfer und schlug dann dem jungen Arbeiter leicht auf die Schulter. Dieser fuhr zusammen, als wäre er jäh aus einem tiefen Traum erweckt worden.

„Nun, woran denkt man denn?“ fragte Taubert, sich seiner Gewohnheit gemäß vergnügt die Hände reibend.

„Ich dachte an — nichts Wichtiges,“ antwortete der frühere Arbeiter, aber der finstere Ausdruck seines Gesichtes strafte ihn Lügen. Er hatte an die arme Emilie gedacht, doch war er bereits in so hohem Grade in der Gewalt des Notars, daß er diesem nicht einmal eingestehen mochte, daß er sich von Zeit zu Zeit jenes unglücklichen Mädchens erinnere. Taubert wußte jedoch recht gut, was im Moment seines Eintrittes die Gedanken Eberhardt's beschäftigt hatte, er beschloß, einen Koup auszuführen. „Ich bringe eine Nachricht,“ sagte er, indem er sich in einen Sessel fallen ließ und Eberhardt bedeutete, ein Gleiches zu thun, „eine Nachricht, die Sie von Ihren letzten Bedenken befreien wird. Fräulein Emilie Gaster — Ihre einstige Braut — hat sich heimlich aus der Wohnung ihrer Mutter entfernt und zwar, wie man guten Grund hat zu vermuthen, in der Begleitung eines schon bejahrten, aber wohlhabenden Herrn.“

Eberhardt sprang von seinem Sitz auf, sein Gesicht war von einer dunkeln Röthe überzogen, seine Lippen bebten. „Das ist nicht wahr!“ stieß er hervor, „das wagt sie nicht — die Elende!“

Seltsam! Dieser Mann hatte keine Bedenken getragen, das Mädchen, welches ihn geliebt hatte, zu verrathen und gerieth nun in eine unbeschreibliche Wuth, weil er hörte, daß dieses Mädchen einen Andern erhört. „Lieber Freund, das ist ja gewöhnlich das Ende derartiger Liebschaften,“ erwiderte der Notar achselzuckend, „und am Ende ist es dem Fräulein Gaster ja garnicht zu verdenken, daß sie nicht gutmüthig abwartet, bis Sie, verehrter Herr, die Güte haben, zu ihr zurückzukehren, aber was ist Ihnen? Ich hätte nicht gedacht, daß die Sache Ihnen so zu Herzen gehen würde.“

Eberhardt hatte sich umgewandt, um seine Thränen zu verbergen, mit dem Ausdruck des Hohns und der Verachtung ließ Taubert seinen Blick auf seinem Opfer ruhen.

„Zum Teufel, schlagen Sie sich die Dirne aus dem Kopf!“ rief er halb ärgerlich, „und sehen Sie lieber her, was ich Ihnen besorgt habe.“ Er hielt dem Staunenden eine kleine, grüne Karte entgegen, auf welcher eine Champagnerflasche, ein Spiel Karten und ein Rennpferd abgebildet waren. „Sie werden heut Abend den Kavalierklub besuchen,“ fuhr der Notar fort, indem er Eberhardt die Karte einhändigte, Sie werden sich vortrefflich amüsiren und unsere vornehme Welt von ihrer lustigsten Seite kennen lernen. Suchen Sie Bekanntschaften, dieselben können uns für unsern Prozeß nützlich sein.“

Eberhardt hatte die Karte an sich genommen, die Vergnügungssucht gewann bei ihm wieder die Oberhand, Emilie war vergessen. „Ich werde gehen,“ sagte er, „aber Sie müssen mir Geld geben.“

„So sind die 300 Mark schon zu Ende?“ fragte der Notar, „ich gab sie Ihnen doch erst vor drei Tagen. Wahrhaftig, Sie scheinen recht viel Anlage zum Millionär zu haben und ich muß mich mit der Einleitung und Führung des Prozesses beeilen, sonst bringen mich die Kosten noch um.“

„Ich habe mich Ihnen nicht aufgedrängt,“ unterbrach ihn Eberhardt trotzig, „aber wenn Sie die Kosten scheuen, will ich auf der Stelle ihr Haus verlassen.“ Der Notar, dessen Geiz sprüchwörtlich war, der jedoch um keinen Preis seinen Strohmann aus der Hand lassen wollte, lief unruhig im Zimmer auf und nieder.

„Nein, nein, ich werde geben, was Sie verlangen,“ jammerte er, „nur versprechen Sie mir Eines, spielen Sie nicht oder, wenn Sie es thun, beschränken Sie den Verlust auf eine gewisse Summe. Stellen Sie keine Ehrenscheine oder Wechsel aus und nehmen Sie keine Einladungen ohne mein Wissen für andere Abende an. Dies ist doch das Geringste, das ich fordern kann.“ Mit diesen Worten zog der Notar eine gefüllte Börse aus der Tasche und händigte sie dem früheren Arbeiter ein. „Hier sind tausend Mark in Gold,“ sagte er, „und nun machen Sie sich fertig, denn die Mitglieder des Klubs pflegen sich um 9 Uhr zu versammeln und Sie haben nur noch eine Stunde bis dahin.“

Es war 9 Uhr, als Eberhardt durch die Straßen der Stadt schritt und die Promenade betrat, an welcher das dem Klub gehörige Haus lag. Es war dies ein zweistöckiges Gebäude mit jener Eleganz ausgeführt, welche die französischen Villen auszeichnet. Thatsächlich hatten sich auch die Kavaliere zu dem Bau ihres Hauses einen Pariser Baumeister kommen lassen, um dasselbe ganz nach dem Muster der Pariser Vereinshäuser auszuführen. Eine breite, mit Topfgewächsen aller Art gezierte Treppe führte hinauf zu einem Glaspavillon, der mit dem raffinirtesten Luxus, sowohl was Möbel, als auch Portieren und Vorhänge anlangte, eingerichtet war. Die Beschreibung der inneren Räume sparen wir uns für später auf, da wir des herrlichen Sommerabends wegen die Gesellschaft der Kavaliere in dem eben erwähnten Glaspavillon finden. Derselbe ist durch eine einzige, elektrisches Licht strahlende Krone taghell erleuchtet; die Vorhänge bedecken vollständig die mächtigen Glasscheiben des Pavillons und verhindern es, daß der Blick eines Unberufenen in dieses Allerheiligste jugendlicher Genußsucht dringt. Zwei Diener in reichster Livree sind am Fußende der marmornen Freitreppe postirt und lassen nur Denjenigen eintreten, der im Besitz einer Einlaßkarte ist. Im Glaspavillon sind etwa zwölf junge, den vornehmsten Ständen angehörige Männer um einen langen, viereckigen Tisch versammelt. Vor jedem der Anwesenden liegt ein größerer oder kleinerer Haufen Banknoten und Goldstücke und eine Karte, während der Bankier ein ganzes Spiel in Händen hat, von welchen er jetzt langsam, nicht ohne offenbare Erregung, eine Karte abzieht.

„Zehn! — verloren.“

Man unterhält sich hier mit dem berüchtigten Hazardspiel Makao und in wenigen Minuten werden oft Tausende gewonnen und verloren. Der Spielteufel ist es, dem sich immer mehr und mehr Seelen verschreiben und der gerade unter unserer jeunesse dorée die meisten Anhänger zählt.

„Sie haben heut Unglück, liebster Graf, schon viermal schlägt die Karte für Sie ungünstig, da wird die kleine Bolten vom Opernhaus vergeblich auf das Armband warten, welches sie als ihren Antheil vom Spielgewinn erhalten sollte.“

„Schweigen Sie mir von diesem Geschöpf,“ erwiderte der Graf, eine lange, hagere Erscheinung mit kurzgeschnittenem, schwarzem Haupthaar und starkem, langen Schnurrbart, „wissen Sie nicht, daß sie mit dem Baron von Zehden auf und davon gegangen ist?“

„Ah! Sie scherzen, liebster Graf,“ erwiderte der Andere, ein Baron von Kelchau.

Der Graf antwortete nicht, seine Aufmerksamkeit war auf die Thür des Pavillons gerichtet, in deren Rahmen soeben ein neuer Ankömmling erschien. Es war Eberhardt. Der Graf, aus dessen Hand der Notar die Einlaßkarte in den Klub erhalten hatte, wofür ein kleiner Wechsel des Aristokraten ins Feuer gewandert war, erhob sich und ging dem Eintretenden entgegen.

„Ich bin Graf Sand,“ flüsterte er ihm zu, „und werde Sie vorstellen.“

(Fortsetzung folgt.)

Sein letzter Tag.

Skizze aus dem Berliner Leben von **F. Kaufmann.**

(Nachdruck verboten.)

Theodor saß hinter seinem Pult in der Nähe des eisernen Geldschrankes und schrieb mechanisch lange Zahlenreihen in ein vor ihm aufgeschlagenes Buch. Von Zeit zu Zeit blickte er auf, musterte flüchtig seine Umgebung, sah nach der Uhr, die oberhalb der Eingangsthür angebracht war, und fuhr dann in seiner Arbeit fort.

Der junge Kassirer des Bankhauses „Dornburg & Co." war auffallend bleich, seine Gesichtszüge, die sonst eine gewisse Liebenswürdigkeit nicht entbehrten, zeigten heut eine fieberhafte Aufregung; eine fieberhafte Unruhe ließ ihn nicht die begonnene Rechnung vollenden, sondern zwang ihn, die Feder bei Seite zu legen und vor den Geldschrank zu treten, um ihn zu öffnen. Gold, Silber, Banknoten, Werthpapiere glitten durch seine Finger; wieder begann er zu zählen, aber als er den Bestand der Kasse mit seiner Notiz, die sich für ihn im Buch ergeben, verglich, schüttelte ein kalter Frost seinen Körper, tief holte er Athem und mit demselben floh ein leiser Seufzer über die bebenden Lippen.

In diesem Augenblick trat der Chef des Bankhauses aus seinem Privatkomptoir.

„Herr Remus, haben Sie Alles für die Revision Ihrer Kasse vorbereitet?" fragte er.

„Noch nicht völlig, Herr Dornburg," erwiderte Theodor, dem die Zunge fast den Dienst versagte, „Ihr Privatkonto ist noch in Ordnung zu bringen."

„Dann bitte ich Sie, sich recht zu beeilen, ich habe um 6 Uhr Aufsichtsrathssitzung, jetzt ist es bald 5. Ist die Kursliste schon da?"

„Nein, Herr Dornburg."

Der Chef kehrte in sein Allerheiligstes zurück. Sobald er außer Sicht war, entwickelte sich zwischen den jungen Leuten, die an einigen Doppelpulten arbeiteten, ein reger Wortwechsel.

„Besuchen Sie heut die Première im Residenztheater, lieber Feldern?"

„Nein, ich fahre nach der Ausstellung, es ist mir zu heiß im Theater. Ich begreife die Menschen nicht, die sich im Juli in einen geschlossenen Raum sperren lassen. Ich muß Luft haben, grüne Bäume, einen blauen Himmel."

„Das ist viel verlangt für Berlin," mischte sich ein Dritter ins Gespräch. „Was übrigens die Einsperrung in den geschlossenen Raum betrifft — es giebt Leute, die auch nicht gerade dafür schwärmen und doch müssen sie den Sommer, den Winter und sogar noch einige Sommer und Winter in einem sogar sehr fest verschlossenen Raum zubringen."

Alle lachten. — „Ah, Sie meinen Gutschmidt — er ist also wirklich verurtheilt?"

„Natürlich — gestern war der Prozeß, sie haben den lieben Gutschmidt gehörig verknart. Zwei Jahre Gefängniß und für drei Jahre Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte."

„Das ist zu viel — er hatte ja nur tausend Mark unterschlagen." Theodor Remus klammerte sich an die Thür des eisernen Riesen an, die Beine versagten ihm den Dienst; er war dem Umsinken nahe.

„Ja, auf die Summe kommt es gar nicht an," führte Feldern aus, „aber der Staatsanwalt betonte den Vertrauensbruch, welcher vorlag; sein Chef hatte ihm die Kasse anvertraut und — sind Sie krank, lieber Remus?"

„Ich? — o nein — durchaus nicht — warum fragen Sie?"

„Weil Sie bleicher sind, als dies Papier, Ihre Augen liegen wahrhaftig in Höhlen."

„Wahrscheinlich hat er wieder die Nacht durchschwärmt. Was macht denn Ihre kleine Schauspielerin, schöner Theodor? Neulich sah ich Sie mit ihr in einer Droschke erster Güte fahren. Auf Ehre, Sie können stolz auf das Mädchen sein — diese Figur, diese Grazie — diese —"

„Herr Remus, ein Herr und eine junge Dame wünschen Sie zu sprechen," meldete der eintretende Kassenbote, „sie warten im Hausflur, da sie nicht hereinkommen wollten."

Theodor stand einen Moment unschlüssig. „Ich bin jetzt nicht zu sprechen," sagte er, „überhaupt nie während der Geschäftsstunden, Sie müssen das doch schon wissen, Habelmann."

„Habe es ja auch dem Herrn gesagt, aber er wollte sich nicht abweisen lassen. Er sagte, er wäre ein Landsmann von Ihnen, Herr Remus."

„Ein Landsmann — so? Da will ich doch sehen, wer es ist."

Mit diesen Worten verließ Theodor das Komptoir und schritt durch die Wechselstube dem Hausflur zu. Welche Gedanken bestürmten ihn während der wenigen Schritte!

Vor etwa sieben Jahren war Theodor nach Berlin gekommen. Der plötzliche Tod seines Vaters — die Mutter war ihm schon bei seiner Geburt entrissen worden — hatte ihn gezwungen, das Studium der Rechte aufzugeben und in ein Bankgeschäft einzutreten. Bald hatte er sich das Vertrauen seines Prinzipals errungen, er wurde befördert und endlich zum Kassirer ernannt. Er bezog ein ansehnliches Gehalt, war geachtet und beliebt und konnte wohl für seine siebenundzwanzig Jahre mit seinem Schicksal recht zufrieden sein. Aber die Verführung, welche nirgends größer und gefährlicher ist, als in der Residenz, der tägliche Anblick des Goldes, der Verkehr mit reichen und jeder Art des Luxus huldigenden jungen Männern hatte Theodor in ihre Netze verstrickt, und auch in ihm war die Sucht, schnell und auf leichte Art und Weise reich zu werden, erwacht. Er begann an der Börse zu spielen. Anfangs war ihm das Glück hold, er gewann und konnte schon nach einigen Monaten ein Kapital von einigen tausend Thalern als sein Eigenthum bezeichnen. Doch mit dem Besitz vergrößerten sich auch seine Ansprüche; er nahm an kostspieligen Vergnügungen Theil, verbrachte oft die Nacht am Spieltisch und faßte eine, wie er glaubte, tiefe Leidenschaft zu einer Schauspielerin, die an einem Vorstadttheater in untergeordneten Rollen beschäftigt war. Nach kurzer Zeit war das erworbene Geld in alle vier Winde verstreut und Theodor mußte, um dieses Leben fortzuführen, an neue, größere Spekulationen gehen. Doch nun schlug die Karte für ihn ungünstig. Er verlor und sein Verlust bezifferte sich auf etwa fünftausend Mark. Der börsenkundige Geldmann mag über die Geringfügigkeit der Summe lächeln, für ihn, der täglich Hunderttausende gewinnen und verlieren sieht, für den vielleicht selbst oft in einer halben Stunde die Entscheidung über Zehntausende sich vollzieht, mögen fünftausend Mark nur eine Bagatelle sein; ganz anders aber verhielt es sich mit Theodor Remus, der, um seiner Stellung nicht verlustig zu gehen, kein anderes Mittel sah, als die fragliche Summe aus der Kasse des Prinzipals zu entnehmen, seine Gläubiger mit dem veruntreuten Gelde zu befriedigen und durch neue Spekulationen das Defizit zu decken. Sein Leichtsinn führte ihn also zum Verbrechen; wir können diese Wandlung nur leider allzu oft beobachten. Durch Vergnügungen aller Art suchte Theodor die Stimme des Gewissens zu betäuben; noch war es ihm nicht gelungen, die fehlenden fünftausend Mark zu ersetzen, als ihn am gestrigen Tage wie ein Donnerschlag die Mittheilung seines Chefs traf, daß eine Revision der Kasse in Aussicht stehe. Hatte Dornburg Verdacht geschöpft, hatte er von den Börsenspekulationen seines Kassirers erfahren?

Theodor war dem Wahnsinn nahe. Ehre, Existenz, ja das Leben selbst stand auf dem Spiele. Denn er war fest entschlossen, nicht länger zu leben, sobald der Betrug entdeckt würde. Und entdeckt mußte er werden, es war keine Möglichkeit, ihn zu verbergen, Dornburg selbst war ein gewiegter Geschäftsmann, der sich kein X für ein U machen ließ.

Das waren Theodors Gedanken, die in schnellem Fluge an ihm vorüberzogen, als er den Hausflur betrat, in welchem ein etwas altmodisch gekleideter, grauhaariger Herr und eine hübsche junge Dame auf ihn warteten.

„Da ist er," rief der Herr vergnügt und streckte dem jungen Manne beide Hände entgegen, „Theodor, Junge — hättest wohl nicht gedacht, daß der Nachbar Waldstettner mit seiner Kläre Dir heut einen Besuch abstatten würden? Ja, ja, wir haben uns aus Kottbus aufgemacht, um uns mal Berlin anzusehen. Nebenbei habe ich auch Geschäfte hier abzuwickeln."

Theodor blickte stumm zu Kläre hinüber, deren Wangen ein flüchtiges Roth bedeckte. Wie schön war sie geworden, die Tochter des Nachbars im Heimathstädtchen, die er als ein lustiges Kind in der Erinnerung behalten hatte. Nun war das Kind zur Jungfrau herangewachsen, ein sinniger Ernst verschönte ihr Antlitz und aus den tiefblauen Augen sprach Verstand und Empfindung. Und heut, gerade heut mußte ihre liebliche Erscheinung seinen Weg kreuzen, heut, da er mit dem Leben abschließen wollte für immer; konnte nicht die nächste Viertelstunde schon sein düsteres Geschick besiegeln? Verlegen stotterte Theodor einige Worte des Willkommens und bat um Entschuldigung, daß er nicht lange mit dem Nachbar und Fräulein Kläre plaudern könne, da er beschäftigt sei.

„Das Geschäft geht natürlich vor," unterbrach Waldstettner die Entschuldigungen des jungen Mannes, „wir sind auch nur hierher gekommen, um Dich für den Abend zu invitiren. Du sollst uns Berlin zeigen. Also um 8 Uhr im Café Bauer. Kein Wort der Widerrede, abgemacht, abgemacht. Komm, Kläre, wir wollen den Theodor nicht von der Arbeit abhalten." Und fort waren sie, ohne daß der junge Mann Zeit gefunden hatte, die unwillkommene Einladung abzulehnen.

„Heute Abend," murmelte er, spöttisch lächelnd, wer weiß, wo ich dann bin, vielleicht nicht mehr unter den Lebenden."

Dann kehrte er wieder in das Komptoir zurück; schweigend nahm er seinen Platz ein und starrte in das Buch, in welchem die für ihn so verhängnißvollen Zahlenreihen züngelnden Schlangen gleich sich vor ihm ausbreiteten.

Plötzlich trat Dornburg, der Chef, schnell ein und schritt auf seinen Platz am Geldschrank zu. Jetzt mußte die Entdeckung vor sich gehen. Theodor fühlte sein Blut nach dem Kopfe drängen, seine ganze Umgebung schwamm für ihn in eine graue Masse zusammen, aus welcher nur der Kopf seines Prinzipals für ihn sichtbar auftauchte.

„Herr Remus," sagte Dornburg langsam, „die Revision der Kasse —"

Theodor durchzuckte der Gedanke, ob es nicht besser sei, dem Chef Alles zu gestehen, ihn um Mitleid, um Schonung anzuflehen.

„Die Revision der Kasse," fuhr Dornburg fort, „muß für heut unterbleiben, es ist mir schon zu spät geworden, ich muß fort; wir wollen sie morgen früh vornehmen."

Wie süß klangen diese Worte dem Kassirer, und doch enthielten sie ja nur einen Aufschub

Die Cigarre als Barometer.

Humoristische Original-Zeichnung für unser Blatt.



Ein Lehrling raucht in vollen Zügen,
Stück à 2 Pfennig, mit Vergnügen.
Bei dem, das leuchtet Jedem ein,
Da muß recht gutes Wetter sein.



Doch raucht solch' Geizhals an 'nen Stumpen,
Läßt sich solch' alter Kracher lumpen,
Da ist's bewölkt und düster sehr,
Und manchmal auch gewitterschwer.



Kaut Einer so am Piegatz 'rum,
Schaut sich dabei noch wüthend um,
Weil er ein schlecht' Geschäft gemacht —
Ein Donnerwetter dann bald kracht.



Geschenktes Kraut, das ist nie gut,
Da sinkt dem Kühnsten oft der Muth —
Gewölk zeigt sich am Horizont —
Ob ihm das Rauchen gut bekommt?



Der Blitz schlägt ein, man ist erschreckt.
Hat die Cigarre Knalleffekt?
Doch ruhig man's ertragen mag,
Wenn es nur war ein kalter Schlag.



Papa bezahlt's, er darf schon rauchen,
Die feinste Nummer thut er schmauchen —
Ganz heiter ist er und verklärt —
Doch plötzlich etwas sehr verstört.



Hängt aber so der Piegatz 'runter,
Da ist der Raucher niemals munter.
„Verdruß" zeigt da das Wetterglas,
Nicht ist der aufgelegt zum Spaß.



Wo qualmt 'ne flotte Dampfcigarre,
O Mensch, da ganz vergnüglich harre,
Denn wer sie raucht so still und friedlich,
Bei dem ist's Wetter ganz gemüthlich.



Doch schönes Wetter, Sonnenschein,
Muß sicher bei dem Raucher sein,
Der bei dem Rauchen schelmisch lacht,
Weil er ein gut' Geschäft gemacht.



Natur und Kunst. (Mit Text auf Seite 64.)

und „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben!" sagt ein altes, gutes Sprüchwort. Morgen mußte ja doch seine Schuld an den Tag kommen.

Aber es war Zeit gewonnen. Konnte nicht über Nacht Hilfe kommen? Freilich mußte sich Theodor eingestehen, daß er von keiner Seite Rettung zu erwarten habe; seine Freunde und Bekannte waren entweder nicht in der Lage, die Summe von fünftausend Mark verleihen zu können, oder sie hatten es Theodor rundweg abgeschlagen, und der Kassirer hatte bei diesem demüthigen Anfragen nichts gewonnen, als einige falsche Freunde erkannt und von der Liste der Freundschaft gestrichen zu haben.

Es war sieben Uhr, als Theodor das Komptoir verließ. An der Thür des Hauses trat ein Dienstmann zu ihm und überreichte ihm einen Brief. Er ersah aus demselben, daß die Schauspielerin, welche an diesem Abend unbeschäftigt war, in einer nahegelegenen Konditorei ihn erwartete.

Eine Wuth, für welche er keine Erklärung fand, erfaßte ihn beim Anblick dieses Briefes; er zerriß ihn, warf die Papierstücke weit von sich und stürmte weiter, ohne den erstaunten Dienstmann auch nur einer Antwort zu würdigen.

Er betrat die Linden. Eine große Menschenmenge bewegte sich hier vorwärts; nach des Tages Last und Hitze beeilte sich Jeder, einen kühlen Aufenthalt im Freien aufzusuchen, Lebensfreude und Zufriedenheit schien auf jedem Gesicht ausgeprägt zu sein. Glänzende Equipagen, deren Insassen sich durch höchste Eleganz auszeichneten, Miethskutschen, in denen ganze Familien Platz genommen hatten, glitten über das asphaltirte Pflaster. Die Schaufenster der Läden waren hell erleuchtet und wiesen den Blicken der Vorübergehenden die kostbarsten Erzeugnisse des Handels und der Künste. Nie war Theodor die Welt so schön erschienen, als heut, er hätte laut aufschluchzen mögen bei dem Gedanken, daß für ihn Alles vorüber sei, daß er keine andere Wahl mehr habe, als entehrt zu leben oder — zu sterben.

Von der dämonischen Gewalt dieses Gedankens fortgerissen, blieb er vor einem Schaufenster stehen, in welchem Waffen aller Art auslagen. Ein kalter Schauer überflog seinen Körper; aber im nächsten Augenblick öffnete er die Thür und betrat das Verkaufslokal. Er erstand einen Revolver mit den dazu gehörigen Patronen, lud ihn auf der Stelle und steckte ihn in die Brusttasche seines Rockes. Dann ging er, völlig ruhig geworden, dem Café Bauer zu, wo Nachbar Waldstettner und seine liebliche Tochter seiner bereits harrten. Theodor merkte, daß die Blicke aller anwesenden Herren unverwandt auf Kläre gerichtet waren, er fühlte ein Weh in seinem Herzen, das er noch nie im Leben empfunden, er bedurfte seiner ganzen Selbstbeherrschung, um seine fürchterliche Aufregung nicht zu verrathen. Er sprach über die gleichgültigsten Dinge mit Waldstettner, bis dieser das Gespräch auf Theodors verstorbene Eltern brachte.

„Ja, ja, Dein Vater, das war ein Mann, mein Junge," sagte der biedere Kleinstädter nicht ohne Rührung, „dem hat Mancher in unserer Stadt seine Existenz zu verdanken, mit Rath und That war er stets bei der Hand, wenn man ihn brauchte und mir selbst hat er oft genug aus der Verlegenheit geholfen, ich werde es ihm nicht vergessen."

Theodors Augen füllten sich mit Thränen, er empfand in diesem Augenblick, daß er durch einen Selbstmord das Andenken seines guten Vaters beflecken werde; aber Waldstettner und Kläre glaubten, der Schmerz um den Verlust des Vaters verursache ihm diese Rührung und ergriffen seine Hände, um ihn zu trösten. Das war zu viel für Theodor, hastig sprang er auf und fragte Waldstettner, ob er denn seiner Tochter nicht Berlin zeigen wolle.

„Natürlich will ich das," entgegnete dieser, „das Kind soll sich amüsiren, dazu sind wir hier. Schlage Du nur vor, wohin wir gehen sollen." Theodor nannte mehrere Vergnügungslokale; man entschied sich für die „Neue Welt."

Die kleine Gesellschaft bestieg eine Droschke und fuhr hinaus. In der Neuen Welt wogte eine fröhliche Menschenmenge, Vergnügungen und Belustigungen aller Art standen hier dem Publikum zu Gebote, und obwohl Papa Waldstettner sein Töchterchen ermunterte, sich Alles anzusehen und zu genießen, schien dieses doch eine Unterhaltung mit Theodor vorzuziehen, der sich nicht genug über den Geist, die Anmuth und den Witz Kläres wundern konnte. Plötzlich kreuzte eine mit auffallender Eleganz gekleidete Dame ihren Weg, es war die Schauspielerin, deren geschminktes Gesicht sich bei Kläres Anblick beträchtlich in die Länge zog. Sie wollte Theodor ansprechen, dieser aber that, als kenne er sie nicht, und wüthend rauschte sie weiter.

„Der also habe ich meine Ehre geopfert," sagte Theodor zu sich, „sie war es wahrlich werth." Und er blickte in Kläres reines, unschuldiges Gesicht und das Leben schien ihm theurer und werthvoller, als je. Wie glücklich mußte der Mann sein, dem dieses Mädchen für immer sich anvertraute. Und hätte er dieser Glückliche nicht sein können? Früher, wenn er brav und gut geblieben wäre, gewiß; jetzt lag ein Abgrund zwischen ihm und Kläre, den nichts auszufüllen vermochte; dieser Abgrund war — das Grab. Ja, er wollte sterben, er wollte seine Qual nicht verlängern, es sollte bald geschehen.

Es war spät in der Nacht, als die drei Landsleute das Etablissement verließen und Kläre und ihr Vater vor der Thür ihres Hotels abstiegen. Theodor nahm Abschied von ihnen, er war so aufgeregt, so bewegt, daß Kläre ihn verwundert anblickte. Endlich riß er sich los, und da das Hotel, in welchem Waldstettner wohnte, in der Nähe des Thiergartens lag, so eilte er mit schnellen Schritten diesem zu. Verzweiflungsvoll warf er sich auf eine Bank, in deren Nähe kein menschliches Wesen zu erblicken war; noch einmal dachte er an Kläre, dann zog er den Revolver hervor, machte ihn schußfertig und setzte ihn an seine Stirn, um abzudrücken. In diesem Augenblick wurde sein Arm, der die Waffe hielt, mit eisernem Griffe umfaßt, schwer fiel der Revolver zu Boden und gleichzeitig sagte eine bekannte Stimme mit einem schmerzlichen, wehmüthigen Tone:

„Da hat also doch die Kläre, die mich Dir nachgeschickt hat, Recht gehabt; Du hast etwas auf dem Herzen, daß Dich beinahe zu einem dummen Streich verleitet hätte."

Schluchzend sank Theodor an Waldstettners Brust. Dieser fuhr mit bewegter Stimme fort:

„Junge, Junge, wozu hat man Freunde, wenn man ihnen in der Noth sich nicht anvertrauen will? Du brauchst mir ja nichts zu erzählen, ich weiß ja, wie der Hase läuft, aber ich weiß auch, daß Du nur leichtsinnig und nicht schlecht warst. Hier, mein Junge, nimm die Brieftasche, es sind 10 000 Mk. darin, die ich bei Geschäftsfreunden einkassirt habe, nimm daraus, was Du brauchst, um Deine Schulden zu bezahlen und komme morgen früh zu uns und wenn Du mir folgst, so nimmst Du den Vorschlag, den ich Dir jetzt machen werde, an. Kündige Deinem Prinzipal auf, komm mit uns nach Kottbus, sieh Dich in meinem Geschäft um, und wenn es Dir gefällt, so weißt Du ja, wo Deine Heimath sein wird. Die Kläre erfährt natürlich nichts von unserer jetzigen Unterredung."

„Nein, Papa Waldstettner," sagte Theodor, der unter heißen Thränen die Hand seines Lebensretters schüttelte, „die Kläre soll Alles erfahren, denn sie soll mich nicht für besser halten, als ich bin."

„Ein braver Junge bist Du," rief Waldstettner erfreut, „und weil Du es haben willst, so sollst Du es ihr auch selbst erzählen und heut noch — bei einer Flasche Wein."

Eine Viertelstunde später saßen die drei Menschen im traulichen Zimmer des Hotels und unterhielten sich flüsternd, während der Wein in den Gläsern funkelte.

Stunden vergingen, Papa Waldstettner begann in der Ecke seines Sophas einzuschlafen und weder Theodor noch Kläre waren so unartig, den Schlummer des guten Mannes zu stören. Was die Beiden sich damals gesagt haben, das ist ein Geheimniß geblieben, aber es läßt sich doch errathen, wenn man das Faktum in Betracht zieht, daß Kläre Waldstettner und Theodor Remus ein Jahr später in der Kottbuser Stadtkirche getraut wurden. Theodor wurde ein glücklicher Mann, aber noch heute überläuft ihn ein kalter Schauer, wenn er an den Tag denkt, der sein letzter in Berlin war, und so leicht sein letzter im Leben hätte werden können.

Eine Kulturkrankheit.

Von **Ernst Sternberg**.

(Nachdruck verboten.)

Ganz gewiß, unsere Altvordern wußten noch nichts von der Krankheit, an der heute so manches Menschenleben zu Grunde geht. Die alten Germanen, die auf ihren Bärenhäuten lagen und gemüthlich dazu den selbstbereiteten Meth schlürften, hatten nicht einmal eine Ahnung davon, was ihre kulturbeleckten Ur—Ur—Urnachkommen unter „Blasirtheit" verstehen. Und sie waren wohl recht glücklich dabei. Gehört doch die „Blasirtheit" sozusagen zu den Krebsschäden der Gesellschaft, der „besseren" Gesellschaft; denn der Arbeiter, das Proletariat, weiß eben so wenig von dieser „sozialen Krankheit", als unsere Altvordern.

Die Blasirtheit erstickt jede Lebensfreude im Herzen des Bedauernswerthen, der von diesem bösen Leiden befallen. Sie gestattet auch nicht, zu lieben, zu bewundern, zu hoffen. Sie hohnlächelt über den Glauben an Gott, über den Glauben an gute Menschen, an Treue und Aufrichtigkeit.

Und die Blasirtheit senkt auch das Gift des Hochmuths in die Seele des Kranken; sie macht denken, daß er, der vielleicht noch tief unter seinen Mitmenschen steht, berechtigt sei, sich über alle die zu heben, die sein Beruf, das Leben überhaupt zu ihm in Beziehungen bringt. Und die natürliche Folge davon ist, daß der Blasirte, der nicht mehr im Stande ist, edel zu empfinden, dessen Herz leer geworden wie ein ausgebrannter Krater, sich bald gemieden sieht, wenn nicht gehaßt und gefürchtet.

Der lebensfrohe Mensch liebt es nicht, immer gelangweilte Mienen vor sich zu sehen, seine Heiterkeit bespöttelt zu hören; und den edlen empört es, wenn er in den Staub gezerrt sieht, was ihm groß, erhaben, schön dünkt. So steht der Blasirte bald allein; aber hohnlachend zuckt er die Achsel über die ganze Menschheit, mit der er lange, lange zerfallen.

Der Blasirte ist auch eine Qual für seine Familie, deren Zuneigung er nicht fordert, weil er an keine interesselose Zuneigung glaubt. Aber die Scheu der Seinen kommt ihm gerade recht, so sagt er wenigstens; innerlich aber

kränkt, schmerzt sie ihn doch und zu der Blasirtheit gesellt sich allmälig auch noch glühender Menschenhaß.

Dem aber ist ein traurig Schicksal gewiß.

Fragt an, ein wie reiches Kontingent die Blasirten, die Menschenhasser, in den Irrenhäusern stellen.

Aber nicht allein zum Wahnsinn führt die Blasirtheit, sie macht auch Selbstmörder. Das Leben wird zur unerträglichen Last, wenn wir keine Ideale kennen, zu denen uns rastloses Streben hinaufführt, wenn wir aufhören an gute Menschen zu glauben, an Freundschaft und Liebe.

Für jede Krankheit wohl ist noch ein Kräutlein gewachsen; die Blasirtheit aber bleibt unheilbar. Sie kam zu uns mit der höchsten Bildung, dem verfeinertsten Lebensgenuß und mit dem, was man Aufklärung nennt.

So läßt sich nicht einmal gegen die fürchterliche Krankheit ankämpfen, denn an die Wurzel derselben darf man nicht rütteln. Wer würde auch unser Zeitalter, das Zeitalter der Kultur, zurückführen wollen — weit — weit zurück?

Wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten. Uns umgiebt blendendes Leuchten, der Menschengeist hat sich emporgeschwungen zu ungeahnten Höhen, so müssen wir auch geduldig die Schatten hinnehmen, die dieses Leuchten begleitet — unsere Erde wäre ja auch sonst ein Paradies.

Das Leben.

Von **Emanuel Karl Heinrich Riemann.**

(Nachdruck verboten.)

„Was ist das Leben, als Müh' und Noth,
Furcht, Hoffnung und zuletzt der Tod.
Die Freude ein Tropfen, das Leid ein See,
Die Wonne beschwingt und kriechend das Weh.
Und dennoch halten an ihm wir fest;
Ein Räthsel, das sich nicht lösen läßt!"
(Bunte Blätter von Julius Sturm.)

Ja, das Leben, das Leben! Wie schwer trägt so Mancher von uns an ihm! Wie viel Leiden und Jammer nur bringt es Diesem und Jenem! Und doch, der Dichter hat damit nur zu recht, hängen wir Alle mit jeder Faser unseres Seins an dieser Pilgerreise auf der Erde, und wo doch eine Menschenseele seinem irdischen Leben gewaltsam ein Ende macht, geschieht es fast immer nur in einer Art Ueberreiztheit des Hirns; wirklich mit voller Ueberlegung wird selten Jemand zum Selbstmörder, und wenn auch, immer, immer wieder zuckt die Hand noch zurück, um dem Entschluß, den tausend furchtbare Enttäuschungen geboren, Mangel vielleicht, schon der Hunger, wohl manchmal auch das Bewußtsein, eine Unredlichkeit begangen zu haben, dem die soziale Entehrung fraglos folgen muß — auch die Ausführung nachzuschicken.

Und warum hängt nun selbst der Elendeste noch an seinem Dasein? Die Frage ist kaum zu beantworten, sobald wir nicht gelten lassen wollen, wie der Gedanke an die gänzliche Vernichtung ihm so grauenhaft ist, daß er ein trübselig Vegetiren auf der Erde doch noch dem traumlosen Ruhen in der Erde vorzieht. Ja, wenn er die Ueberzeugung fest in sich aufgenommen hätte, daß seine Seele fortleben wird in jenem weiten Reich über den Sternen, in dem der Bettler gleich sein soll dem Könige und in welchem es weder Sorge noch Noth giebt. Aber ihm fehlt der rechte Glaube, und wenn das Leben und Weben in der Natur es ihm auch täglich, stündlich wiederholt: „Es giebt keine gänzliche Vernichtung und wenigstens die Seele der Menschen muß unsterblich sein!" so machen ihn die grausamen Lehren der Vernünftler seiner Zeit doch immer wieder wankend, und weil er nicht hoffen kann mit ganzer Seele an ein Jenseits, fürchtet er den Tod, fürchtet er das Grab, die dunkle tiefe Gruft, in welcher sich vollends die furchtbare Wandlung des Seins zum Nichts vollzieht.

O, Mensch, Mensch, warum setzest Du nicht Deine ganze Kraft ein, um Dir Dein höchstes Glück zu bewahren, Deinen größten Reichthum, den Talisman, der Dich Leiden und Sorgen so viel leichter tragen läßt? Warum hast Du es geduldet, daß sich mit den fortschreitenden Jahrhunderten das wuchernde Unkraut des Unglaubens immer fester um Dich rankte, Realismus, wenn nicht der böseste Naturalismus sogar alles ideale Denken, alles ideale Hoffen in Dir erstickte?

Auch unsere Altvordern liebten das Leben, sie fühlten sich wohl auf ihren Bärenhäuten, in ihren Eichenwäldern, bei Jagd und Kriegszügen; aber der Tod hatte trotzdem auch nichts Schreckhaftes für sie. Sie starben ruhig, muthvoll, schieden ohne Trauer von Weib und Kind, und die Ihren weinten kaum, wenn man den Todten zur Ruhe führte, wußten sie doch, das war keine Trennung für immer — einmal gingen auch sie denselben Weg, der sie hinaufführte zu noch schöneren Gefilden, zu einem nie endenden Wiedersehen mit den Theuren allen, die vor ihnen ihren letzten irdischen Seufzer ausgehaucht.

Wandlung auf Wandlung vollzog sich im Laufe der Jahrhunderte im Geistesleben der Menschen; mit der höchsten Bewunderung stehen wir vor den gewaltigen Werken des Menschengedankens. Und doch — warum mußte die rastlos fortschreitende Kultur, die uns so unendlich viel galt, uns auch so unendlich viel nehmen? Warum legte sie Zweifel in unsere Brust, wo früher nur der festeste Glaube ruhte? Warum lehrte sie uns grübeln, wo wir doch allein nur glauben sollen?

Für Herz und Gemüth.

Im Krankenzimmer.

(Nachdruck verboten.)

Jetzt weiß ich erst, worin das menschliche Glück besteht. Armuth — wie leicht ist sie zu ertragen, wenn man im Reichthum nur ein vergängliches, äußeres Gut sieht, aber die Gesundheit ist nicht zu entbehren; geht man ihrer verlustig, dann ist Alles verloren: Hoffnung, Lebensfreudigkeit und Glück." So spricht wohl Mancher, der nach langen Leidenstagen und Nächten zum ersten Mal sein Krankenzimmer verlassen darf und sich am goldenen Sonnenschein erlabt, den er so lange entbehren mußte. Welch' trauriger Ort ist das Krankenzimmer! Und zumeist wird es durch die übertriebene Vorsicht der Insassen noch unfreundlicher, als es überhaupt nöthig ist.

Für das Krankenzimmer wähle man vor allen Dingen einen hellen, luftigen Raum und sollte man auch das sogenannte „Putzzimmer" für diesen Zweck bestimmen. Gesundheit geht der Eitelkeit vor, ohne gesund zu sein, kann man nicht Gesellschaft bei sich sehen, darum schnell das Putzzimmer ausgeräumt und durch die für die Krankenpflege nothwendigen Meubles wieder eingerichtet. Da ist vor Allem ein gutes Bett, ein Wandschirm, der jedoch nicht in grellen Farben gehalten werden darf und, wenn es irgend geht, nur beim Lampenlicht Verwendung findet, da ist ferner ein Tischchen, auf welchem die Flaschen und sonstige, Medikamente enthaltende Geräthe ihren Platz haben; ein Sopha, wenn möglich Schlafsopha, damit es zugleich dem Wärter als Lagerstätte für die Nacht dienen kann. Wichtiger jedoch als die äußere Ausstattung ist die Stimmung, welche in dem Krankenzimmer herrschen muß. Wer seine Besorgniß und seine Thränen nicht verbergen kann, der gehört überhaupt nicht an das Bett eines Patienten, den Alles aufregt, am meisten jedoch der Anblick betrübter und bekümmerter Gesichter. Es mag nicht leicht sein, ein geliebtes Wesen leiden zu sehen und dabei zu lächeln, aber man bedenke nur, daß der Kranke doppelt leidet, wenn er seine Umgebung schmerzerfüllt sieht und man wird sich zu beherrschen wissen. Selbstbeherrschung gehört überhaupt in erster Reihe zur Krankenpflege; man setze den Fall, daß der Arzt bei Untersuchung des Patienten ein bedenkliches Gesicht macht oder erklärt, es sei eine größere oder kleinere Operation nothwendig. Da darf derjenige, welcher dies mit anhört, keine Bewegung des schmerzlichen Erstaunens machen, sonst würde der Kranke sofort fürchten, es gehe mit ihm zu Ende oder stehe wenigstens sehr schlecht um seine Genesung.

Es ist ja längst festgestellt, daß Frauen sich bei Weitem besser für die Krankenpflege eignen, als Männer. Sie besitzen mehr Geduld, stillere Ergebung, größere Geschicklichkeit, liebevollere Nachsicht mit den Launen des Patienten, sie sind geschickter, angenehmer, aufmerksamer und auch ausdauernder. Welch' ein edles Feld ist im Samariterdienst unseren Frauen geöffnet. Wunden heilen ist doch gewiß ehrenhafter, als Wunden schlagen. Der Louisenorden, der den Busen eines Weibes schmückt, ist dem eisernen Kreuz erster Klasse gleichzustellen. Auch im Lazareth sind Heldenthaten zu vollbringen wie auf dem Schlachtfelde und Gottlob unsere Frauen haben sie vollbracht 1813/15, 1864, 1866, 1870/71. Ehre denen, die am großen Werke der Menschlichkeit sich betheiligten.

Noch einige Worte über die Behandlung der Kranken. Man vermeide es, mit ihnen zu plaudern, jede Anstrengung des Geistes ist schädlich und verzögert die Genesung, auch Lektüre gestattet man ihnen nur nach ausdrücklicher Erlaubniß des Arztes. Man findet so oft, daß neben dem Lager des Patienten Bücher und Zeitungen aufgehäuft sind und hört dann auf Befragen, daß der Kranke sich gelangweilt und darum Bücher verlangt habe. Langeweile schadet durchaus nicht. Körper und Geist müssen ausruhen und das können sie nicht, wenn sie durch Lektüre angestrengt werden. Ebenso beobachte man strenge Diät, es giebt Kranke, die hungern müssen und heimlich aufstehen, um ein Stück Brod zu stehlen. Hier ist die größte Aufmerksamkeit geboten. Eine Unachtsamkeit des Wärters wirft alle Sorgfalt des Arztes über den Haufen. Möchten doch nur Berufene sich der Krankenpflege widmen, wie gut wäre dies für Patienten und Aerzte.

Aphorismen.

(Nachdruck verboten.)

Mußt es zu deuten nur versteh'n.
Schönheit, Ruhm, Genie und originelles Wesen
Fordern oft den Neid heraus, den bösen,
Weil es Eigenschaften dieser Welt,
Die man nicht erkauft mit eitlem Geld.

Ruhm ist ein leeres, hohles Truggebild,
Lockt dich dem Irrlicht gleich mit Schmeicheltönen,
Hat nie dein glühend Hoffen ganz gestillt,
Nie ganz erfüllt der Seele heißes Sehnen.

Es reißt dich fort zur schwindelndsteilen Höh',
Läßt einsam oft dich dort verlassen stehn,
Nicht athmest frei du in der Götter Näh',
Ein Mensch bleibt Mensch, er muß mit Menschen gehn.

O folg' ihm nicht, dem schmeichelnden Phantom,
Verhüll' dein Antlitz, wenn es lockend naht,
Es winket dir vom goldenen Himmelsdom
Ein schöner Ziel — bleibst du auf ebnem Pfad.

Zu denken, daß schon Tag und Nacht,
So lang' die Welt besteht,
Zu denken, daß ein Vater wacht,
Der niemals schlafen geht.

Buntes Allerlei.

Faktorei-Anlage in Kamerun. (Zu unserem Bilde auf Seite 57.) Unser Bild zeigt eine Faktorei-Anlage am Ufer des Kamerunflusses, im Hintergrunde König Aqua's Stadt. Es ist ein Stück Neu-Deutschland, welches uns der Künstler in treuer Wirklichkeit vor Augen führt, und aus diesem Grunde, sowie wegen seiner romantischen Lage von allgemeinem Interesse. Man glaube nicht, daß die deutschen Kolonialbestrebungen allein neueren Datums seien, schon der Große Kurfürst hatte den Weg dazu angebahnt, und wenn auch aus Ursachen, welche die Zeitverhältnisse gebaren, die Durchführung der kurfürstlichen Bestrebung unmöglich machten, so sind es seitdem weit mehr deutsche Kaufleute, als Vertreter fremder Länder, welche Handelsbeziehungen mit Afrika anbahnten und unterhielten. Ursprünglich wurden von Hamburger und Bremer Geschäftshäusern Schiffe mit deutschen Produkten befrachtet und gegen Eintausch von Erzeugnissen der afrikanischen Gebiete an die Eingeborenen abgesetzt; später genügten diese zeitweisen Geschäftsabschlüsse nicht mehr und man war darauf angewiesen, permanente Handelsstationen an Ort und Stelle zu unterhalten. Diesem Zwecke dienten und dienen auch heute noch außer Dienst gestellte Kriegs- oder Transportschiffe, welche im Kamerunflusse fest verankerte schwimmende Magazine, Hulks genannt, bilden und derart einen fortlaufenden Geschäftsverkehr mit den Eingeborenen unterhalten. Bald reichten aber auch diese Auskunftsmittel nicht mehr aus und man war zu Ansiedelungen gezwungen. Es wurden Handelsfaktoreien gebaut, welche heute auf den sämmtlichen Küstengebieten zerstreut liegen. Das Hauptgebäude der abgebildeten Faktoreianlage ist aus Holz erbaut und mit verzinktem Eisenblech überkleidet. Es enthält die Wohnräume für die weißen Angestellten und gleichzeitig Lagerräume für die werthvolleren Waaren, die übrigen Häuser dienen als Speicher, Pulverhäuser u. dergl. Das Hauptprodukt ist Palmöl und dieses dient auch als hauptsächlichstes Tauschmittel, da Geld ja noch völlig unbekannt und werthlos ist.

Armes Vieh. Ein süßes Herrlein ging in Wien spazieren und schlug, was man sagt, so recht burschikos mit der Reitgerte fortwährend an seine Lenden. Einige Schritte von ihm, ihm zur Seite, ging ein Schusterjunge und sah mit recht ernsten, wehmüthigen Blicken dem Spiele mit der Gerte zu. Plötzlich aber hub er an, sich an den Zierbengel wendend: „Aber, Ew. Gnaden! Warum schlagen Sie denn alle Augenblicke das arme Vieh?"

Gerechte Entrüstung. Ein Kaufmann brachte einem vornehmen Herrn einen Rechnungsauszug und bat um die Bezahlung. Dieser fand sich dadurch beleidigt und sagte: „Glaubt der Herr etwa, daß ich davon laufen werde?" — „Das glaube ich von Ihnen eben nicht," antwortete der Kaufmann, „ich glaube vielmehr, ich werde davon laufen müssen, wenn ich von Niemand bezahlt werde, und deswegen bitte ich um mein Geld."

Unerhört. Ein Böhme, der in einer deutschen Stadt durch seine Unkunde der Landessprache oft in Verlegenheit gerieth, rief aus: „Wos seinje de Deutschen für dummi Volk; bin in Stodt uf 20 Jahr, un verstehn se mir no nit!"

Charade.

Die beiden Ersten beschmutzen die Sachen,
Die Dritte dient, sie rein zu machen;
Das Ganze ist schön weiß und roth,
Und trägt doch in sich Gift und Tod.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Logogriph.

Michel — sprach die braune Hanne —
Gerne nähm' ich dich zum Manne,
Brächte nur ein Silbenpaar
Mir nicht hinterdrein Gefahr.

Doch es steht in deinem Willen
Meines Herzens Wunsch zu stillen,
Lieber Michel! setzest du
Vorne noch ein Zeichen zu:
So ergänzt, versprich mir's laut,
Bin sogleich dann deine Braut.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Die richtige Schreibweise.

Originalzeichnung für unser Blatt.



Prinzipal: „Aber Herr Müller, was muß ich sehen, Sie können ja bei dem hohen Salair, das ich Ihnen zahle, noch nicht 'mal richtig schreiben, Sie schreiben ja Mühle M—ü—h—l—e?"

Müller: „Nun, das ist doch richtig, Herr Meyer, so wird es ja geschrieben."

Prinzipal: „Was, Sie wollen mir sagen, wie man schreiben muß? Die Mühle gehört mir und ich muß am besten wissen, wie meine Mühle geschrieben wird, die schreibt man M—i—e—l—e."

Rebus.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Scherzaufgabe.

Mit welchem Pflaster kann man keine Wunden heilen?

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösung der räthselhaften Inschrift aus voriger Nummer:
Mutter, der Mann mit dem Koks ist da.

Auflösung der Scherzaufgabe aus voriger Nummer:
In der Luft.

Natur und Kunst. (Zu unserem Bilde auf Seite 61.) Mit Wohlgefallen betrachten wir das von Professor W. Amberg gezeichnete Bild. Alle Figuren sind vorzüglich im Charakter wiedergegeben, ganz besonders der junge Künstler auf der Studienreise; man sieht's ihm an, daß er heute nicht zum skizziren kommen kann, denn das junge, hübsche Bauernmädchen hat's ihm angethan. Wie es uns scheint, begleitet er sie nach Hause, um sie möglicherweise zu porträtiren. — Wer kann's wissen. —

Schlagfertig. Nach Erlaß des Dekrets, welches befahl, daß in den Seehäfen alle englischen Waaren und sämmtliche Kolonialartikel, deren man habhaft werden könne, verbrannt werden sollten, kam Napoleon auf einem Spazierritt, in der Umgegend von Fontainebleau, vor dem Pfarrhause eines kleinen Dorfes vorbei, wo er nicht nur ganz deutlich das laute Geräusch einer gerade in Bewegung gesetzten Kaffeemühle hört, sondern auch starken Geruch von gebranntem Kaffee bemerkt. „O! o!" ruft Napoleon lachend aus, „hier entdecke ich Einen, der im Begriff ist, mein Dekret zu übertreten. Ich wette, es ist der Pfarrer." Und von Neugierde getrieben, steigt er vom Pferde und tritt in den Pfarrhof. Es war wirklich der Pfarrer selbst, der, sobald er Napoleon erblickt, den er kannte, seine Mühle stehen läßt, sich erhebt, und den Kaiser begrüßt. „Was Kukuk macht Ihr denn da, Herr Abt?" fragte der Kaiser lachend. — „Wahrlich, Sire," antwortete der gute Pfarrer, ohne in Bestürzung zu gerathen, „Ew. Majestät sieht es ja, ich mache es wie Sie, ich verbrenne die Kolonialwaare."

Uebertrumpft. Der Maurerpolier Schradäcker rühmte die Schnelligkeit, womit im Weimarischen ein Bau aufgeführt werde und sagte zu Schiefelbrinken: „Könnt Ihr dieses in Schwarzburg-Sondershausen nachmachen?" Schiefelbrinken stopft sich ruhig seine Pfeife und sagt: „Dummes Zeug! Kommt nur zu uns 'rüber, da könnt Ihr sehen, was ä geschwinder Bau is. Gestern Morgen gehe ich in Dippelstädt an einem Platz vorbei, wo eben der Grundstein zu einem Wirthshaus gelegt wurde und als ich Abends zurück kam, ha, ha —" „Nun! Was geschah da?" „Da wurde aus dem Wirthshaus schon der erste Betrunkene 'nausgeworfen."

Gewöhnt. Eine empfindsame Frau, welche noch nicht so lange aus dem Auslande nach Berlin gekommen war, sah einst ihrer Köchin zu, wie sie Krebse kochte, und machte ihr Vorwürfe, daß sie die Thiere so langsam koche und so lange quäle. — „Ach, Ew. Gnaden," erwiderte die Köchin, „das thut den Krebsen gar nichts, das sind die Krebse bei uns in Berlin schon gewöhnt."

Hauswirthschaftliches.

Perleberger Glanzwichse. In einem irdenen Napfe verreibt man 100 g gebranntes Elfenbein (im Droguengeschäft käuflich) mit 20 g engl. Schwefelsäure. Nachdem die Zersetzung der Schwefelsäure beendet ist, etwa nach 2 Stunden, werden 30 g Gummiarabicum-Pulver, die vorher mit Wasser aufgelöst wurden, und 50 g Glycerin, sowie einige Tropfen Carbolsäure hinzugesetzt und das Ganze tüchtig zusammen verrieben.

Räthsel.

Die Zauberwaffe nenne jetzt,
Die, wenn der Böse tückisch zielt,
Den fernen Feind, noch eh' er's fühlt,
Mit giftigen Stichen tief verletzt.
Sie lauert hinter Perlenreih'n,
Verschlossen vom Korallenschrein.
Doch von dem Weisen gut geführt,
Wird sie zum holden Talisman;
Nicht mehr verwundet, sanft gerührt,
Lockt sie die Herzen an.
Kannst du die Zauberwaffe finden?
So brauche sie, mir's zu verkünden! —

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösung der Räthsel aus voriger Nummer:
Rauch, Rauch. — Nachtlicht. — Stricknadeln.

Redigirt von **John Schwerin** in Berlin.
Gedruckt und herausgegeben von **John Schwerin's Verlag, A.-G.**, in Berlin W., Behrenstr. 22.